

mes Jammerterls wegen zu opfern! Es ist einfach himmelschreiend!

Großvater Dechappes wußte darauf nichts zu erwidern, er vermochte beim besten Willen nicht, seiner zugeknürten Kehle einen Ton zu entlocken, seine Tochter bewährte sich aber auch hier wieder als praktische, von werthfähigem Mitleid erfüllte Frau, die mit klarem Blick die Situation überschaut. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die böse Geschichte, wenn sie sich erst in den Aneiden herumspaziert, bei der Arbeiter- und Bauernbevölkerung genug böses Blut machen und ihr Theil dazu beitragen würde, ihrem Mann, der sich zur Zeit gerade um ein Mandat für die Deputirtenkammer bewarb, bei der Wahl zu einem Durchfall zu verhelfen; sie nahm deshalb auch gleich die Gelegenheit wahr, allen böswilligen Auslegungen des beauerlichen Vorfalles von vornherein zu begegnen, und flüsterte in dieser Hinsicht dem Gatten in's Ohr: „Der arme Mann scheint ja verwundet zu sein. Wir müssen ihn in jedem Falle mit auf's Schloß nehmen und dort nach besten Kräften pflegen.“

„Na, das wäre ja noch schöner!“ rief der Graf mit dem Bräutigam stiller Entrüstung.

„Ja, ja, glaube mir, Du wirst schon später einsehen, daß ich Recht habe,“ redete Frau de Feul auf ihren Gatten ein. „Ich denke, wir handeln dabei mehr in Deinem.“ Sie verbesserte sich rasch, „in unserem eigenen Interesse als in dem des Betrügers.“

Sie wußte des Weiteren so viele ausschlaggebende und überzeugende Argumente zur Unterstützung ihres Vorschlages anzuführen, und Großvater Dechappes gab seinem Eindrucksdruck mit den Ausführungen seiner Tochter durch lebhaftes Kopfnicken so entscheidenden Ausdruck, daß Herr de Feul schließlich klein beigab und auf weitere Einwendungen verzichtete. Aber wenn er sich auch der besseren Einsicht seiner Frau unterordnete, so konnte er sich doch nicht verbergen, seinem Schmerz über den Verlust seines Liebblings in halbblau gemurmelt Schimpfereien Luft zu machen, die seinem argwöhnischen Haß gegen das „etelhafte Selbstweiherrumlungender Strolche“ bereiten Ausdruck gaben.

„Überlass die Ordnung dieser Angelegenheit nur mir!“

Mit diesen Worten wandte sich Frau de Feul dem fürchterlich dastehenden Bettler zu. Ihrer freundlichen Zuspriechung gelang es endlich auch, den ob dieser Ehrung verblüfften Alten glücklich dazu zu bewegen, den Wagen zu besteigen und neben dem Kutscherhelfer Platz zu nehmen. Joseph und Herr de Feul schafften inzwischen den Kadaver des Hundes von der Chauffee weg auf das Nachbarfeld und bedeckten ihn nothdürftig mit einer Schicht rasch zusammengelesenen Holzes; hier sollte er vorläufig liegen bleiben, bis der vom Schloß beorderte Karren ihn abholen würde. Nachdem auch dieses traurige Geschäft beendet war, nahmen Beide ihre Plätze im Wagen wieder ein, der sich in der Richtung nach dem Schloß in Bewegung setzte. Lustig trabten die Pferde zwischen der Doppelreihe der Kiefernbaume dahin, durch deren dichtes Laubwerk hier und da ein flimmernder Sonnenstrahl aufblitzte und gelber Ringel auf den weißen Chauffeeaufschneide.

Raum zu Hause angelangt, sorgte Frau de Feul dafür, daß dem Bagagunden gehörige Wartung und aufmerksame Pflege zu Theil würde. Bald verdrängte sich in der ganzen Umgebung das Gerücht von der Heldenthat des Grafen, der mit eigener Lebensgefahr den alten Bettler den Fährten seiner rasenden Dogge entzogen hatte. Man besprach in aller Ausführlichkeit die einzelnen Phasen des schrecklichen Kampfes, in dessen Verlaufe es dem Vertheidiger des Hilflosen und Schwachen glücklicherweise gelungen war, der wüthenden Bestie mit der scharfen Klinge seines Stoddegens den Garaus zu machen. Herr de Feul sah sich jetzt auch in die Lage versetzt, den Zeitungsberichte zu lesen, die auf's Schloß kamen, um ihn zu interviewen, Rede und Antwort zu geben. Laut erklang im ganzen Lande das Lob von dem braven Mann, um dessen Haupt sich der Lorbeer des Helden wand, und der Bettler, der sich die gräßliche Küche trefflich schmecken ließ und bei der üppigen Ernährung bid und rund geworden war, trug sein Theil dazu bei, für seinen Lebensretter Zeugnisse abzulegen und den Edelmut der de Feul's in's hellste Licht zu setzen. Dem Grafen verschaffte die Geschichte einen Zuwachs von hundert Stimmen bei der Wahl und damit den Sieg über seinen Gegner, einen rabiaten Arzt, der sein bißchen Hab und Gut in Pillen und Mixturen angelegt hatte, die er, um Stimmung für sich zu machen, als Heilmittel gegen jegliche Krankheit unter die Wähler vertheilte.

Dragg hat seine letzte Ruhestätte im schönsten Theil des Schloßgartens gefunden. Herr Dechappes aber hat das Hundebenteuer die Lust gründlich ver-

leidet, an den Spazierfahrten seiner Kinder fürderhin theilzunehmen; er möchte sich derartig aufregenden Szenen nicht gern auf's Neue aussetzen und zieht es deshalb vor, zu Hause zu bleiben.

### Ich komme, mein Lieb, ich komme!

Von J. Weisberger.

Seines Zeichens Mathematiker bei einem der ersten Versicherungs-Institute der Monarchie, dabei in seinem vollkommen frei erwählten, ohne jede Nothigung zu Broderwerb ergreifen Berufes schier aufgehoben, war er gleichwohl kein trodener Zahlenmensch. Einige seiner engeren Freunde — er hatte deren nicht viele — erzählten, sie hätten ihn und da lyrische Kleinigkeiten von ihm zu Gesichte bekommen, die von reichem Gemüthsleben und vornehmer Denkart zeugten. Sonst wußte man noch, daß er ein namhaftes Vermögen und eine offene Hand besaß. Vergnü- gungen übten wenig Anziehungskraft auf ihn aus. Die Jahre, in denen sonst bei Leuten seines Alters Liebelien eine hervorragende Rolle spielen, hatte er der Arbeit und erstem Studium gewidmet, das ewig-Weibliche war ihm bis- her fremd geblieben. Wie denn über- haupt seine ganze Jugend klar verlaufen war und sicherlich durch nichts getrübt war, was er hätte verheimlichen müssen. Er hielt sich an seine Wissenschaft, die ging ihm über Alles. Und diesen reinen Menschen ereilte ein Verhängniß in häßlicher Form —

Eine Nervenabspannung, die er sich durch intensive nächtliche Arbeit zugezogen hatte, trug ihm die scharfe Mahnung des Arztes ein, sich durch mindestens zwei Monate jeder geistigen Anstrengung zu enthalten, dazu die übliche Formel, er solle trachten, sich in angenehmer Weise zu zerstreuen. So widmete er seine freie Zeit dem geistigen Verkehr mit Freunden und Altersge- nossen, deren lustige Gespräche und nicht minder lustige Streiche nachgerade sein Wunsch in ihm rege machten. Manches nachzuholen, was er bisher ver- säumt zu erachten begann. Man traf ihn darauf wiederholt im Theater, im Koncertsaal und auf Maskenbällen, zuweilen solchen, wo junge Männer sich am besten zu unterhalten pflegen. Dort traf er sie und dort wurde er mit ihr bekannt.

Ein Madonnenbild von leuchtender Prägnanz, das selbst den Wissenden trügen konnte. Zudem im Wesen von jeher weichen, hingebungsreichen Schmiegehaftigkeit, welche auf das Männerherz wirkt, wie zündende Gluth und Nothhaft zugleich — entflammend und dennoch einlullend, so sanft, so süß einlullend. . . . In der That wahrte es nur wenige Tage und er hatte schon sein ganzes Herz an sie geknüpft. Daß auch sie an ihm Gefallen fand, daß sie ihn möglicherweise sogar liebte, nach ihrer Art wirklich liebte, war kaum zu verwundern. Ein Mann von solch hoher, feinfühligster Gesinnung — sein gewinnendes Aeußere gar nicht in Betracht gezogen — mochte ihren Weg noch nie getreuzt haben.

Hätte er seine Beziehungen zu ihr nicht wie ein Heiligthum in sich verschlossen und behütet, hätte er einen seiner Freunde gefragt, er konnte leicht erfahren, daß sie auf eine seltsame Besonnenheit zurückzuführen hatte, ja daß selbst ihre gegenwärtige Lebensführung durchaus nicht vorwurffrei befunden wurde. Allein er schwieg. Niemand ahnte etwas von seiner tiefen Leidenschaft, und so mußte es ihm widersprechen, daß ein Theil der Wahrheit ihm brutal und mit jähem Ruck entlockt ward, als er sich schon mit dem völlig ausgereisten Gedanken trug, sie zu seinem Weibe zu machen, nein, sie um die Gnade anzusuchen, um das hohe Glück, ihr seinen Namen geben, sie auf Händen tragen zu dürfen.

Aus der Gesellschaft, wo von unge- fähr die Rede auf sie gekommen war, in einem Tone, der es sofort zweifelhaft erscheinen ließ, daß jeder Versuch einer Ehrenrettung nur dazu gebiet hätte, helles Gelächter zu entfesseln, aus diesem derbfröhlichen Kreise hatte er sich davongeschlichen, blaß wie der Tod. Er sah er noch gewahr wurde, daß dumpe Betäubung ihn den gewohnten Weg geführt, hatte er schon die Treppe erklimmt, hand er vor ihr. Ein Blick in sein fahles, schmerzverzerrtes Antlitz, und sie errieth, daß jetzt einactreten war, was sie lange vorher befürchtet hatte. Aber weil sie diesen Moment kommen gesehen, fand er sie nicht unvorbereitet. Sie selbst brachte den Erstarrten zu Sprechen, und sie war klug genug, nicht Alles zu leugnen. Nur das trüblich Brandmarke verwich sie, sonst gestand sie Alles. Doch unter Winken und Thränen schwor sie ihm zu, sie habe mit dem Augenblicke, da sie ihn kennen gelernt, den großen Strich über ihre Vergangenheit gemacht; von da an habe sie sich gelährt gefühlt, denn ihre erste

wahre Liebe sei und bliebe doch nur er. Vielleicht log sie nicht einmal, wenn sie so sprach, vielleicht waren es echte Herzensstöße, mit denen sie ihn anlehte, er solle sie nicht von sich stoßen.

Er seufzte nur tief und schmerzlich auf. Und dieser Seufzer wollte besagen, daß er den besten Theil seiner Illu- sionen eingefügt hatte, nicht aber seine Liebe und auch nicht den Glauben an sie. Bis auch dieser ihm geraubt werden sollte. Nach Wochen leidlich guten Einvernehmens, in denen sie Alles daran gesetzt hatte, ihn vergessen zu machen und zu versöhnen, begann sie ihn mit Anderen zu betrügen. Ob dies nur aus rüchlicher Gewohnheit geschah, an der ihr Herz kein Theil hatte, mag dahingestellt bleiben. Genug daran, daß er's erfuhr und zornentbrannt Rechen- schaft von ihr forderte. Als sie aber verzweifelt sich zu seinen Füßen wand, da erst empfand er, wie weit es mit ihm gekommen war und daß er ihren Thra- nen nicht mehr widerstehen konnte. Darum floh er vor ihr.

Fort aus ihrer vernunfttaubenden Nähe, fort von Wien, in's Bergland, wo es jetzt — kurz nach der Schneeschmelze — noch recht einsam war, wo er zur Ruhe kommen, überlegen, sich selbst finden konnte. Dort wollte er gefunden. Gar oft hatte sein in strenger Geistesucht geschulter Verstand ihn den Sieg davontragen lassen über manche Wallung des Blutes. Immer nur galt es, die präzise Formel zu finden für das, was in ihm vorging, und die Folgerungen, die sich daraus von selbst ergaben, hatten ihn noch stets vor weiterer Anfechtung geschützt. Erkennt- niß bedeutete Heilung, und war er erst mit sich allein, dann mußte es ihn auch diesmal gelingen, den Zustand seiner Seele analytisch bloßzulegen. Und das gelang, früher als er gehofft hatte. Nach kaum vierzehn Tagen war er über sich im Klaren, kein Glied der losischen Kette fehlte, er hatte das Problem genau durchdacht und berechnet. Nun begab er sich nach Wien zurück. Sein erster Weg war zu ihr. Als sie mit einem Freudenstrei ihm an den Hals flüzte, wehrte er ab. Sie solle sich einen Augenblick gedulden, er hätte ihr was zu erzählen.

„Ich war in G.“, begann er ruhig, „einem kleinen Orte in den Hochalpen. Dort in der Nähe ist ein Wasserfall, von schroffer Felswand stürzt sich ein breiter Bach in einen schaurigen Abgrund. Hoch oben dunkle Tannen, deren nieder- hängende Zweige in die Fluth zu tau- chen scheinen, gleichsam zuckend unter dem fortwährenden Anprall. Von unten aus der finstern Schlucht dringt der Gischt des zerfallenen Wassers, auf und nieder wallend, wie brodelnder Nebel, und das Getöse, der majestätische Donner des Naturspiels beherrscht die Gegend. Dorthin hat es mich häufig gezogen bei Tag — häufiger noch bei spielendem Mondlicht. Und dort hatte ich einst eine Vision. Vor mir, hart an Ufer, kauerte ein Mann, den Kopf in die Hände geklopft und mit bequemat- ten Rücken, wie einer, den schwere Seelen- pein wundenbrüht. Sein Antlitz konnte ich nicht sehen, aber seine Stimme hörte ich. Was denkst Du, was donnerst Du?“

„Müßt Du Dich, den Schmerz zu über- täuben, der mir die Brust zermischt? — Ei, das war getrennt, egehehert — heute hat's nicht mehr Noth. Heut' bin ich ihr entronnen, der Feilen, die mich so elend gemacht, zerbrochen sind die un- würdigen Fesseln. Singe mir d'rum ein Siegeslied, ein Schlummerlied, denn mich dürstet nach Ruhe, ach, so sehr nach Ruhe!“ Und dann nach einer Weile: „Das ist der Ton, so theil's wohl, nur leiser, noch leiser!“ Und mich selbst wollte bedürnen, als hätte das Brüllen des Sturzes sich zu sanfter Harmonie aufgelöst. Dem Menne brachte der zauberische Wohlklang sichts- liche Veränderung, er erhob sich, trat auf den Felsvorsprung und beugte sich lau- schend über den Schlund.

Mit einemmale schnellte er in die Höhe, und ein Hohnschrei, schrill und schneidend, brach von seinen Lippen. „Du bist auch da, auch hierher verfolgt Du mich? Und da hinab möchtest Du mich locken? Gib Dir keine Mühe, mein Püppchen, das ist vorbei — vergänglich, all Deine Künste verfangen bei mir nicht mehr!“

Ich blickte hin, kaum wollte ich meinen Augen trauen: Aus dem mozen- den Gischt lösten sich weiche Formen, ein Weib schwebte empor, in langen, fließenden Gewändern, ich sah ihr Radonnenesicht mit den verträumten Blauaugen, die wunderschönen, weißen Arme streckte sie nach ihm aus. Der Mann am Ufer aber blieb ungerührt, sein Lachen klang immer lauter, als weidete er sich an dem lodernen Spul.

Plötzlich änderte sich das Bild. Die Frauengestalt ließ den Kopf sinken, und als sie ihn wieder hob, erglänzten Thränen in ihren Augen. Händeringend warf sie das Haupt zurück, und dann, wie in ausbrechender Verzweiflung, schlug sie beide Hände vor's Antlitz. Mit dem Manne ging eine seltsame

Veränderung vor, er begann heftig zu zittern. „Mein Lieb!“ hörte ich ihn zärtlich flüstern, „Du weinst! Und weißt doch, daß ich Deine Thränen nicht sehen kann! Was ist Dir, mein trautes Lieb?“

Die Gestalt neigte den Kopf matt zur Seite und wies mit dem Finger nach abwärts. Von ihrem Gürtel hing eine lange, schwere Kette nieder, deren Ende sich im Abgrund verlor. Jetzt ergriff sie die massive Fessel mit ihren feinen Händen und schüttelte sie mit aller Kraft, als müsse es ihr gelingen, sich zu befreien. Doch ihren ohnmächtigen Versuchen zum Hohne, schien das Ge- wicht der Kette sich nur zu mehr, mäßig und langsam begann die Gestalt zu versinken, den angstvollen, hilflos- henden Blick unablässig nach aufwärts ge- richtet.

Da verlor der Mann auf der Fels- platte alle Befinnung. „Gefesselt!“ leuchtete er, „Angetastet und in Noth! . . . Mein Mädchen, Hilfe heißend! Ich komme mein Lieb, ich komme! — 3

Du sollst mir nicht versinken, mein Lieb, Du sollst mir nicht untergehen!“ Noch einen Augenblick schien er zu zaubern, dann warf er beide Hände in die Höhe: „Ich komme, mein Lieb, ich komme!“ schrie er jubelnd auf, und topfüber stürzte er in die graue Tiefe.

Der Sprecher war aufgesprungen, und was er noch sagte, kam heiser und stoßweise aus ihm: „Ich habe den Mann noch einmal gesehen . . . weiter unten, wo das Wasser hervorbricht . . . ich sah eine blutige, verblümmte Leiche . . . sein gräßlich entstelltes Antlitz . . . und ich will jener Mann nicht sein . . . ich will nicht! Hörst Du? Ich will nicht!“

Noch ehe sie ein Wort der Erwiderung finden konnte, war er aus der Höhe.

So hatte er sich mit ihr auseinandergesetzt, indem er ihr zeigte, daß er sich bemüht war, wohin sein Weg zu führen mußte, wenn er die Kraft nicht fand, sich rechtzeitig von ihr zu lösen. Klar und deutlich hatte er das End- resultat seiner Berechnung hingestellt, und etwa noch die Poeten. Nur Eines aber der gewiegte Mathematiker nicht he- dacht: Daß man bei jedem richtig be- rechneten Resultat auch die Probe auf das Exempel machen kann. Und doch war dieser Gedanke so naheliegend! So naheliegend, und genau so alt, wie die Sage von Simon und Delia.

Einige Tage ließ sie nichts von sich hören, dann aber war sie plötzlich in ihrer Wohnung. Abgehärtet und mit verweinten Augen, sie, die er nur im Wohlleben gefannt, fast dürftig. Sie hat nicht und sie weinte nicht, aber sie richtete ihre Augen mit solch hilflosem Jammer auf ihn, daß sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Sie wisse, welches ihr ferneres Schicksal sei, und sie gebe sich darüber seiner Täuschung hin. Sie werde in den Sumpf zurückfallen, aus dem er sie zu sich emporgeloben, da sei keine Rettung, das müsse sie verwin- den. Aber eine Bitte möge er ihr ge- wahren: Noch einmal möge er zu ihr kommen, wie in den alten Tagen und dann von ihr gehen, aber nicht so wie er's zuletzt gethan, nicht so lieblos!

Er hörte schweigend zu, sie konnte nicht ertragen, was in ihm vorging. Aber zuletzt sprach er mit gedroener Stimme:

„Ich komme, mein Lieb, ich komme!“

Das waren prophetische Worte, sie erfüllten sich an ihm. Er kam und es blieb nicht bei dem Einmal. Er kam wieder, und als er es dennoch einmal versuchte, sich loszureißen, vermochte er es nicht mehr. Er war ihr verfallen mit Leib und Seele, gänzlich verfallen, und ihre Schande war auch die seine ge- worden. Hohläufig und mit feilen Wangen schlich er zuletzt umher.

Und eines Tages hat man ihn im Krater gefunden mit durchschossener Schläfe. „Motive der That unauflös- lich“, stand Tags darauf in den Mor- genblättern zu lesen.

### „Eber“ und „Altis“.

Wir lesen in „B. Z.“: Der Unter- gang des „Altis“ der die Gemüther in so starke Erregung versetzt hat, ruft die Erinnerung an jene schreckliche, von gleichen natürlichen Ursachen heraufbe- schenorene Katastrophe wach, in die am 15. und 16. März 1889 in der Bucht von Apia drei deutsche Kriegsfahrzeuge, der „Eber“, der „Adler“ und die „Olga“ hineingezogen waren. Die da- maligen Berichte geben von der Furcht- barkeit der in den Tropen herrschenden Wirbelstürme ein so anschauliches Bild, daß sie ohne Zweifel auch für das neue Unglück charakteristische Merkmale ent- halten. Namentlich springt die Ana- logie zwischen dem damaligen Schick- sal des „Eber“ und dem „Altis“ in die Augen.

Wenige Tage vor Ausbruch des Sturmes war das Wetter sehr trübe gewesen, und das Barometer war be-

ständig gefallen, aber Niemand hatte einen so fürchterlichen Sturm, wie er am Freitag, den 15. März, Nachmit- tags losbrach, erwartet. Gegen 11 Uhr Nachts war der Wind zu einem Orkan angewachsen, und auf fast allen Kriegsschiffen arbeiteten die Maschi- nen, um den Druck des Sturmes auf die Ankerkette zu mindern. Die Mann- schaft auf den Segelschiffen hatten meist Referevanker geworfen und wa- ren dann ans Land gegangen. Um Mit- ternacht begann es zu regnen, und der Orkan nahm immer mehr zu. Vom offenen Meer aus brachen mächtige Wellen in den Hafen hinein, und die Schiffe wurden wie Kuffshalen hin- und hergeschleudert. Jeder Mann an Bord war auf seinem Posten. Die Anker des „Eber“ verloren gegen Mitter- nacht ihren Halt und eine Stunde später die der „Banbalia“ ebenfalls, aber beiden Schiffen gelang es durch Be- nutzung voller Dampfkraft, sich von dem Riff und den übrigen Schiffen fern zu halten; stärker und stärker raste der Sturm, und der Regen goß in un- aufhaltsamen Strömen herab.

Gegen drei Uhr wurde die Situation beängstigend; fast sämtliche Anker hatten sich losgerissen, und die Gefahr von Kollisionen lag sehr nahe. Auf verschiedenen (amerikanischen) Schiffen brach eine Panik aus, und nur mit Mühe gelang es den Offizieren die Ordnung wieder herzustellen. Das Un- wetter hatte auch die Bewohner der Stadt aus der Ruhe aufgeschreckt, Männer und Frauen eilten auf die Straße, und die Eingeborenen schienen besser als alle Anderen die schreckliche Lage, in der sich die Schiffe im Hafen befanden, zu verstehen, denn sie eilten alle an's Ufer und blickten mit ängst- licher Spannung in die fürchterliche Nacht hinein. Vom Ufer aus konnte man die Lichter der Kriegsschiffe unter- scheiden, doch sahen die Leute am Ufer, daß sämtliche Schiffe ihren Ankerhalt verloren hatten und nach allen Richtun- gen hin- und hergeschleudert wurden; sie hörten auch durch das Heulen des Sturmes einzelne Kommandos, und athemlos standen sie da, jeden Augen- blick erwartend, daß zwei der Schiffe gegeneinander geschleudert und eins oder auch beide in die Tiefe versinken würden.

Etwas nach fünf Uhr fing es an zu tagen, und das erste Morgengrauen enthüllte ein Schauspiel, wie man es nicht häufig zu sehen bekommt. Die Position der Schiffe hatte sich seit dem Tage vorher vollständig geändert; der starke Nordostwind hatte die sämt- lichen Schiffe von ihrem bisherigen Ankerplatz losgerissen und trieb sie dem Riff zu; schwarze Rauchwolken flogen aus den Schornsteinen auf, ein Beweis, daß man verweisselte Anstrengungen machte, gegen den Wind anzukämpfen. Die Decks waren voller Menschen, die irgendwo an den Masten oder im Ta- telwerk einen festen Halt suchten; wie Korkstücke flogen die Schiffe hin und her, bald schien es, als ob sie auf dem Bug ruhten, bald fanden sie fentrecht auf dem Stern und im nächsten Augen- blick hatte eine heftige Welle das Schiff scheinbar vollständig verschlungen. Am deutlichsten zu erkennen waren „Eber“, „Adler“ und „Kippic“; sie befanden sich dicht zusammen und waren nur noch wenige Yards von dem Riff entfernt.

Das kleine Kanonenboot „Eber“ machte die verweisselten Anstrengun- gen, dem Sturm zu trotzen, aber mit jeder Minute trieb es näher an das Riff heran, und sein Schicksal schien besiegelt zu sein. Plötzlich machte es noch einen verweisselten Vorstoß, die letzte An- strengung, dem sicheren Verderben zu entgehen; die starke Strömung aber trieb das Schiff nach rechts und traf mit dem Vorbertheil die Breitseite der „Kippic“, so daß ein Boot und ein Theil der Brüstung derselben fortgerissen wurden. Der „Eber“ fiel dann zurück und stieß mit der „Olga“ zusammen, jedoch ohne daß eines der Schiffe durch diese Kollision erheblich beschädigt wurde. Die beiden Kollisionen schienen indeß die Kraft des „Eber“ gebrochen zu haben und das Schiff absolut un- fähig zu sein, noch irgend welchen Widerstand zu leisten. Das Boot drehte sich mit der Breitseite dem Winde zu und trieb dann langsam nach dem Riff hin. Gemaltige Sturzwellen brachen auf das kleine Fahrzeug ein und trieben es unaufhaltsam in's Verderben. In diesem Momente kam eine gewaltige Woge angerollt, der „Eber“ wurde wie ein leichtes Stroh auf den Klamm der Woge gehoben und dann mit der Breitseite gegen das Riff geschleudert. Der Krach war entsetzlich, und in weni- gen Augenblicken war das Schiff spur- los verschwunden; es hatte mit dem Riff das Riff getroffen, rollte dann vollständig über die Seite und ver- schwand im tiefen Wasser. Jeder Bal- ten des Kanonenbootes muß durch den Krach gesplittet worden sein, und die meisten der Unglücklichen, die sich an Bord befanden, wurden jedenfalls zer- malmt, ohne zu fühlen, daß die Wogen über ihnen zusammenschlugen. Hun-

derte von Leuten befanden sich zur Zeit auf dem Strande, und vor Aller Augen ging das furchtbare Werk der Zerstö- rung vor sich. Einen Moment standen die Leute da, wie vor Schreden ge- lähmt, dann aber klang ein Schrei des Entsetzens von allen Lippen, und wie auf Verabredung stürzten Alle, soweit es die tosende Brandung erlaubte, auf die Stelle los, auf welcher der „Eber“ untergegangen war. Die Eingebore- nen drangen tollkühn und die branden- den Wellen nicht achtend vor und wa- reiten mit ängstlicher Spannung, ob nicht ein paar der Unglücklichen wieder auftauchen würden. Niemand dachte an den Krieg zwischen Deutschland und Samoa, und Niemand kümmerte sich darum, wer Freund oder Feind war. Zuerst schien es, als ob jedes lebende Wesen mit dem Schiffe zu Grunde ge- gangen sei und Niemand wieder auf- tauchen würde, aber schließlich sah man doch ein paar Unglückliche mühsam gegen die Brandung an dem Riff an- kämpfen.

In dem Augenblicke wurde auch ein Mann entbret, der sich an den Pfählen einer kleinen Werft festklammern suchte; sofort stürzten mehrere Fern- sen darauf los, und kräftige rettende Arme trugen den Unglücklichen an's Ufer. Es war ein junger Mann mit ein- nem hübschen, knabenhaften Gesicht, der Offiziersuniform trug: der Lieu- tenant zur See Gaebede und überhaupt der einzige Offizier vom „Eber“, der gerettet wurde. Er war halb befaßt und konnte sich gar nicht in seine Lage hineinfinden. Lieutenant T. G. Fil- lette, der Marineoffizier der „Kippic“, der schon seit Monaten das Kommando im amerikanischen Konsulatsgebäude hat, nahm seinen deutschen Kameraden unter den Arm und führte ihn in's amerikanische Konsulat, wo der Schiff- brüchige gepflegt und wieder zum Be- wußt sein gebracht wurde; der junge Mann brach aber fast zusammen, als er das Schicksal seiner Kameraden in seinem vollen Umfange erfuhr. Er hatte sich, als der „Eber“ gegen das Riff ge- schleudert wurde, auf der Brücke befan- den, während sämtliche anderen Offi- ziere unter Deck waren und wahrschein- lich alle zerquetscht worden sind. Bald nachdem, so erzählt der Gerettete, das Boot gesunken war, befand es sich wieder an der Oberfläche des Wassers, und ohne daß er (Gaebede) selbst im Stan- de gewesen wäre, sich zu rühren, fühlte er, daß er gegen das Ufer getrieben wurde, wo er dann auch gerettet wurde. Zur selben Zeit wurden auch noch vier Matrosen, die in der Brandung mit dem Tode rangen, von den Eingebore- nen gerettet und an's Ufer gebracht.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, als der „Eber“ unterlank. Während der Aufregung, die diese Katastrophe hervorgerufen, hatte man die anderen Fahrzeuge einen Augenblick aus den Augen gelassen, aber bald überzeuete man sich davon, daß die Lage einzelner derselben inzwischen ebenfalls eine sehr beängstigende geworden war. Der „Adler“ war durch die ganze Bai ge- schleift worden und war auch mit der „Olga“ in Kollision gerathen; jetzt be- fand sich das Schiff ebenfalls in der Nähe des Riffs und zwar etwa 200 Schritt westlich von dem Punkte, an welchem der „Eber“ gescheitert war. Ebenso wie der „Eber“ trieb der „Ad- ler“ mit der Breitseite auf das Riff zu; das Schiff wurde auf die oberste Spitze des Riffs geschleudert und legte sich dann vollständig auf die Seite; fast sämtliche Mann auf Deck wurden ins Wasser geschleudert. Glücklicherweise war das Schiff so gefallen, daß es, als es sich auf die Seite legte, vollständig aus dem Wasser herausragte; das Deck bildete einen rechten Winkel mit der Oberfläche des Wassers und war dem Ufer zugetehrt, so daß es also ziemlich vor der Wuth des Sturmes geschützt war; die vielen Leute, die in's Wasser gestürzt waren, konnten sich also wieder retten und suchten auf dem jetzt senk- recht stehenden Deck Schutz. Von den 130 Offizieren und Mannschaften, die sich an Bord befanden, ertranken zwo- zig Mann; alle Offiziere mit Einschluß des Korvettenkapitän's Frie, des Kom- mandanten des deutschen Geschwaders, wurden gerettet. Verschiedene vom „Adler“ erhielten jedoch noch schwere oder leichtere Verletzungen, wie zum Beispiel der Kapitän's Frize, der ziem- lich schlimm mitgenommen worden ist. Die Eingeborenen brachten es fertig, durch ein hartes Tau das Deck des „Adler“ mit dem Ufer zu verbinden, und mit diesem Tau wurden verschobene von der Mannschaft gerettet. Leider riß das Tau bald, und so mußte der Rest der Unglücklichen sich an dem Deck festklammern und den ganzen Tag so- wie die ganze Nacht dort aushalten.

Der „Eber“ hatte damals 87 Mann an Bord und 70 verloren, der „Altis“ hat jetzt 73 Seeleute eingeblüht und nur zehn sind gerettet worden. Die näch- sten Tage werden nun wohl die traurige Spannung über die Einzelheiten des furchtbaren Unglücks lösen.